Frau Bäbe Schulthess, Goethe und sein Wilhelm Meister

Autor(en): **Trog, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572810

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

das auf die Straße klirrte. Und jedesmal sagte er, ohne aufzusehen, mitten in seine larmoyante Musik: «Merci, Madame!»

Es war die Gnadenarie aus „Robert dem Teufel". Roman Henry dachte daran, daß die Pariser Orgeln seit vielen Jahren alle dasselbe spielen. Dieselbe Gnadenarie hatte er damals in der Avenue du Maine gehört. Mit denselben merkwürdigen Unterbrechungen und Intervallen. Es schien, als ob sehr viel Regen schon in das Instrument geflossen, als ob es zwischendurch seufzte und hustete.

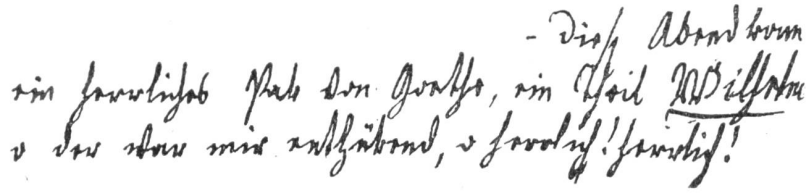
Damals war er selbst noch ganz gesund. Und es war Frühling. Und die Blätter hingen grün und schwer an den Kastanienbäumen. In den Nächten tanzten die jungen Mädchen auf der Straße und sangen Liebeslieder. Roman Henry sann zurück und war ganz erschüttert. Er hatte es nicht gewußt, daß er selbst damals im Frühling stand ...

(Fortsetzung folgt).

Frau Bäbe Schultheß, Goethe und sein Wilhelm Meister.

Mit drei Bildnissen und drei Schriftproben.

Nachdruck verboten.



Aus dem Tagebuch der Tochter Bäbe Schultheß (unterm 14. April 1784).

Zu Goethes Leben gehören Frauenfreundschaften wie die Rosen zum Sommer. Die jüngste Vergangenheit hat die Blicke der Gebildeten wieder auf einen solchen geistigen Bund des großen Dichters mit einer Frau nachdrücklich hingelenkt. Auf den mit einer vortrefflichen Schweizerin, der Gattin des Fabrikanten David Schultheß, Barbara geb. Wolf, die im Haus zum Schönenhof in Zürich wohnte (Ecke Rämistraße und Stadelhoferstraße, nach 1811 vollständig durch einen Neubau ersetzt, sodaß heute nichts mehr an das alte Haus erinnert). Lavater war mit Frau Barbara Schultheß, Frau Bäbe, wie sie im Vertrautenkreis genannt wurde, eng befreundet. Durch ihn erfuhr Goethe von dieser Zürcherin, die er dann 1775 auch persönlich kennen lernte. Ein Briefwechsel entspann sich; Frau Bäbe erfuhr vieles, was ihn innerlich beschäftigte, wohl auch quälte. 1778 war Frau Schultheß Witwe geworden; unerwartet rasch hatte ihr der Tod den Gatten geraubt. Im November des folgenden Jahres kam Goethe auf seiner zweiten Schweizerreise wieder nach Zürich. Man hat den Eindruck, daß damals sein Verkehr mit Frau Bäbe einen besonders herzlichen Charakter annahm. Als in den 1790er Jahren Frau Schultheß auf Nachrichten von Goethe sehnlich wartete, schrieb sie ihm unterm 19. November 1796: „So lange hörte ich nichts von dir, ich feire heute wieder einen 19. November, der dich im Jahre 79 zu mir brachte, er fällt just wie damals auf einen Samstag, wie lange seitdem und nur einmal sah ich dich in der Zwischenzeit. Es tut mir wohl an meinem Herzen zu fühlen, daß ich dich mit den gleichen Gefühlen heute vor mir sehen würde, wie vor den vielen Jahren, mit den gleichen dich verlassen würde wie in C. Und laß mich hoffen, daß auch du der gleiche seiest, daß ich in dir den gleichen finden würde. Laß mir in meinen Gefühlen den Beweis der deinen finden. O, es ist wohltuend in all den Veränderlichkeiten dieses Daseins etwas Unveränderliches zu wissen und zu besitzen."

Damals, bei jenem Besuch am 19. November 1779, der für Frau Bäbe gewissermaßen eine „Epoche" ward im Goetheschen Sinn dieses Wortes, hat der Dichter der Freundin im Schönenhof ein mit seiner prächtigen zügigen Handschrift beschriebenes Blättchen mit dem unvergleichlichen Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern" — „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser" — zurückgelassen, jenes Gedicht, das als Frucht der Betrachtung des Staubbaches seiner dichterischen Inspiration beschert worden war. Und dieses Gedicht hat sich vor wenigen Jahren erst im Sterbehaus der Frau Bäbe (im „Neuhaus" an der Oberdorfstraße, wo sie 1818 die Augen schloß, dreiundsiebzigjährig) wiedergefunden *).

In dem eben zitierten Briefe vom Jahre 1796 fanden wir die Anspielung auf eine dritte Begegnung der Frau Bäbe mit Goethe. Sie erinnert da Goethe an ihren Abschied von ihm in C. Dieses C. bedeutet Constanz. Ueber den Splügen war Goethe mit dem Komponisten Philipp Christoph Kayser,

*) Es hat seine Faksimilierung erhalten in dem schönen Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses, das auf das Jahr 1903 Professor Dr. Gustav von Schultheß-Rechberg Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, der Freundin Lavaters und Goethes, gewidmet hat und das für alles oben Erzählte unsere Quelle ist. Einen Teil des Faksimile wiederholen wir S. 166.

Frau Bäbe Schultheß (1745–1818). Nach dem Oelbildnis (1781) von Joh. Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829) im Besitz der Frau Geßner-Ernst „z. kleinen Otter" („Neuhaus") in Zürich.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser
Vom Himmel kommt es
Zum Himmel steigt es
2.
Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd

Anfang von Goethes „Gesang der Geister über den Wassern" in der vom Dichter Frau Bäbe gewidmeten Handschrift.

der auch ein Hausfreund des Schönenhofs war, von seiner großen Italienreise im Juni 1788 nach dem Norden zurückgekehrt. In Constanz machte er Station. Dorthin war auch Frau Bäbe Schultheß, die davon verständigt worden war und die diesen Abstecher mit einem Besuch in Eßlingen verbinden konnte, mit ihrer jüngern Tochter Döde (Dorothea) gekommen. Und nun waren sie eine volle Woche im Adler beisammen, vom 4. bis zum 10. Juni. Man ersieht aus den Briefen, die damals von Constanz in den Schönenhof gingen, das reine Glück, das über diesen Tagen leuchtete: Goethe mit Frau Bäbe den ganzen Tag in lebhaftestem Gespräch, er meist von Kunstdingen in seiner aufhellenden, genußvollen Art sprechend, sie dankbar zuhörend, die Zeit geizig ausnützend. „Ich weiß nicht," schreibt Frau Bäbe ihren Kindern am 5. Juni, „wie lang wir bleiben, eben bis es Zeit seyn wird zu gehen ..." (s. Faksimile). In ihrer und Goethes Hand lag der Entscheid über Bleiben und Gehen. Dann kam am 10. Juni die Abschiedsstunde. Der Lieblingstochter Bäbe beschreibt die Mutter von der Reise nach Eßlingen aus am 10. Juni den Abschied: „Wir haben den Morgen nicht geeilt, wir ließen so gehen wies gieng, und da alles fertig war, giengen wir in gottes namen — das gefühl des abscheids liegt mir noch schwer im Sinn — in der letzten 1/4 Stunde sagte er mir, grüß die bäben, recht, recht sehr von mir — ich kann nicht genug sagen wie wohl alles gelang, und wie nichts fehlte, nichts zu wünschen übrig blieb, als sich näher zu seyn; man muß sich in alles ergeben, aber es thut mir sehr wehe ..."

Solch herrliche Tage kehrten den Freunden nicht wieder. Wohl kam Goethe später noch zweimal, im September und im Oktober 1797, nach Zürich. Er hatte eine neue Italienfahrt geplant, die dann aber nicht zustande kam. Wieder sah der Schönenhof Goethe als Besucher. Aber es war doch nicht mehr so wie im Sommer 1788. Die völlige Loslösung Goethes von Lavater, der ihm geradezu widerwärtig geworden war, mußte für Frau Bäbe tiefschmerzlich sein; man versteht, daß sie gerne eine Wiederannäherung der beiden ihr so teuren Männer zustande gebracht hätte; daß es ihr nicht gelang, das trug in diese Begegnung eine Disharmonie. Frau Bäbe empfand es gar wohl, daß nicht mehr alles beim Alten war. Am 28. Oktober schreibt sie dem Weggereisten: „Nun ruckst du fort und immer weiter und deine Erscheinung ist vorüber, mein Lieber. Ich danke dir vieles (von der von Bäbe Schultheß aufs höchste bewunderten Hermann und Dorothea-Dichtung war unter anderm bei diesem Besuch zwischen ihnen viel gesprochen worden). Du hast mir vieles zurückgelassen, doch waren die Tage nicht Constanzer-Tage. Die Schuld mag an mir liegen und auch nicht an mir. Ich weiß nicht, was deiner sonst ‚stummen Freundin' (Goethe deutet ihr einmal an, das ‚sogenannte beredte Schweigen' sei unfruchtbar) so oft noch mehr die Lippen zudrückte; ich weiß nicht, warum mir die Freude nicht ward, dich recht in meinen häuslichen Kreis, in dem mir so wohl ist, hineinsehen zu lassen. Verzeih, daß ich dir klage, über mich klage und sage mir bald ein Wort, das mich wieder mit mir selbst zufrieden macht. Nimm meine Partie gegen mich, ob du mich dabei auch gleich lieb behalten mögest ..."

Das Band zwischen dem Dichter und der Zürcherin knüpfte sich nicht wieder fester. Goethe schwieg und ließ die einst so herzliche Verbindung in Zerfall geraten. Die letzten Gründe aufzudecken, wollen wir uns nicht anmaßen. Frau Bäbe hatte wohl die richtige Witterung: etwas im Wesen des Goethe von 1797 kam ihr fremd entgegen. Er mochte — wie er es damals in einem Brief von Stäfa aus tat — der „bildenden Natur" danken, daß „kein Fensterchen unsere Brust wider unseren Willen durchsichtig macht". Frau Bäbe meinte darauf: „Mir ist's aufs neue, es sollte zwischen uns weder Fensterchen noch Worte bedürfen, sich zu erkennen." So war es bei ihr; bei dem großen Freunde lag das anders. Die frohe Vertrautheit und gesprächige Aufgeknöpftheit der Constanzer Tage ließen sich nicht so ein-

Liebe Bäby. —
Ich mag niemand schreiben als Dir —
es ist jetzt morgen 1/2 5 Uhr — der gestrige Tag
ging herum ich wüßte nicht wie — es
wurde immer kühler — meistens ist man beysammen
sitzen, wo immer Lichter aufgestellt
werden, viel neues, und viel altes gesagt
wird, so vieles deutlich gemacht, daß der
Dritte begreift daß, und so nun genug
wird — der Sally will sich so viel mehr, u.
läßt keinen Augenblick unbesehen gehen —
ich weiß nicht wie lang wir bleiben, eben bis
es Zeit seyn wird zu gehen —

Aus dem Brief der Frau Bäbe an ihre Tochter Bäbe, datiert: „Const: d. 5 Juny 88".

fach wieder herzaubern. In diesem unerhört reichen Leben bildete eben diese Zürcher Freundschaft, so ehrlich sie eingegangen, so dankbar sie genossen worden war, doch nur eine kleine Episode. Das sah Goethe natürlich gelassener ein als Frau Bäbe. „Ich besaß es doch einmal, was so herrlich ist," durfte sie trotzdem rühmen. Und wenn sie am Schluß ihres Lebens ihre sämtlichen von Goethe empfangenen Briefe vernichtet hat — nur zwei nicht sonderlich bedeutende Briefe haben sich erhalten — so darf man das doch kaum als eine letzte Absage ihrerseits an den Weimarer Freund auffassen. Mit diesen Goethe-Briefen hat sie auch ihre ganze sonstige Korrespondenz zerstört. Sie mochte keine Indiskretionen. Wer weiß, ob nicht der herzliche Ton, der jedenfalls gerade in den Briefen Goethes an sie erklang, nachträglich Mißdeutungen hätte erregen können! Ob das Auge der Greisin nicht doch feucht ward, als sie diese Schätze dem Feuer überantwortete? Ob sie diese Zeugen herrlicher Stunden nicht noch einmal in sinnvollem Gedenken durchlas? Wir wissen es nicht; aber ein wunderbares, freundliches Schicksal ist es doch, daß heute, zweiundneunzig Jahre nach Frau Bäbes Tod eine Dichtung Goethes bedeutungsschwer und beglückend unter uns tritt, die ohne die liebevolle Hand dieser Frau und ihrer Tochter wohl unwiederbringlich uns verloren geblieben wäre! Und davon haben wir jetzt zu sprechen.

* * *

Nichts zeigt eigentlich schöner und überzeugender, wie nahe Frau Bäbe Goethe stand, als die Tatsache, daß in den 1780er Jahren die neuesten dichterischen Erzeugnisse Goethes in Abschriften, wie sie Kopisten in Weimar besorgten, zu ihr nach Zürich gewandert sind, teils direkt, teils auf dem Umweg über Frankfurt a. M., wo Frau Aja stets begierig auf alles war, was ihr Hätschelhans zu Papier gebracht hatte. Und es waren durchaus nicht etwa immer fertige Werke, die auf diese Weise noch vor dem Druck den Vertrauten bekannt gegeben wurden, sondern erste Entwürfe, erste Fassungen, die vorläufig und in dieser Form gar noch nicht für die Druckerpresse bestimmt waren, sondern einer nähern oder fernern Zukunft zur Vollendung, zur letzten künstlerischen Feilung aufgespart blieben. So konnte Frau Bäbe sich im Sommer 1780 an der Iphigenie auf Tauris freuen, die damals freilich noch nicht das Jambenkleid trug, das wir jetzt an ihr bewundern. Erst 1787 ist dann dieses Drama, das die Zürcher Freundin schon in seiner noch nicht völlig abgeklärten Form aufs höchste entzückte — „die Schultheß hat auch keine Worte für das herrliche Ding," berichtet Lavater an Goethe — durch den Druck allgemein zugänglich geworden. Ein Jahr später, im Sommer 1781 sandte Goethe der Frau Bäbe „den Anfang eines neuen Dramas" — den ersten Entwurf des Torquato Tasso, und im November folgte der zweite Akt. Diese Abschriften blieben natürlich nicht in den Händen der Freunde, sie kehrten, wenn die Begünstigten sie gelesen hatten, zum Dichter nach Weimar zurück. Was lag da näher, als daß gelegentlich der Wunsch rege wurde, von einem so köstlichen Schatze sich nicht für immer trennen zu müssen, sondern durch eine Abschrift der Abschrift sich einen längern, bleibenden Genuß zu verschaffen! Ein solcher Fall liegt nun erwiesenermaßen vor bei dem Dichtwerke Goethes, das in jüngster Zeit in Zürich entdeckt worden ist.

Von 1783 an erfahren wir nämlich aus Tagebucheinträgen der ältesten Tochter der Frau Schultheß, die gleichfalls Bäbe hieß und die in enthusiastischer Weise an den der Mutter erwiesenen dichterischen Guttaten teilnahm, daß von der Prosadichtung Wilhelm Meister, an der Goethe mindestens seit 1777 arbeitete, Abschriften nach Zürich in den Schönenhof kamen. Im November 1785 lagen von diesem Werk sechs Bücher fertig vor. Nach und nach waren sie sämtlich in die Hand der Frau Bäbe gelangt und hatten immer neue Freude erregt. Den Freunden des Hauses wurde Anteil an dem Genuß gewährt. Bald las Frau Bäbe vor, bald wieder übernahm ein Besucher dieses Geschäft, und Frau Bäbe saß im weißen Rock dabei; die Nachmittagsstunden, wo man Visiten machte und empfing, waren derlei feinen Ergötzungen vorbehalten. Und wie wenig ängstlich und engherzig Frau Bäbe war, geht daraus hervor, daß die Tochter Bäbe unterm 16. September 1783 ihrem Tagebuch anvertrauen konnte: „Mama las vor (aus dem Wilhelm Meister nämlich), o es war herrlich; die kleine Mignon zieht mich besonders an." Damals war die Tochter Bäbe achtzehn Jahre alt; eine Sittenverderbnis hat offenbar die kluge Mutter von dieser Bekanntschaft der Tochter mit einer Welt, in der es nicht nur eine Mignon, sondern auch eine Philine gab, nicht befürchtet. Ja, wir wissen noch mehr: die Tochter Bäbe hat auch wacker an der Abschrift dieses kostbaren Weimarer Manuskriptes mitgearbeitet.

Frau Bäbe Schultheß (1745–1818). Nach dem Aquarell (vermutlich aus dem Jahre 1794) im Besitz von Professor Dr. Gustav von Schultheß-Rechberg, Zürich.

Am 26. Dezember 1784 trug sie in ihr Tagebuch ein: „Diesen Abend vollendete ich Wilhelms Abschrift; herrlich wäre es, wenn ich nur gleich fortfahren könnte." So hat Jungfer Bäbe diesen Roman aufs gründlichste kennen gelernt.

Hier erfahren wir also, daß im Schönenhof solche Goethesche Abschriften gelegentlich unbedenklich kopiert worden sind. Gerade bei einem solchen in großen Pausen eintreffenden Roman, dessen Zusammenhänge man doch nicht gerne verlieren mochte, begreift man diese Kopistenarbeit nur zu gut. Und in diesem Falle dürfen wir die Hände, die dieses Werk im Schönenhof geschaffen haben, wahrlich segnen. Was nämlich in den 1780er Jahren kopiert worden ist, das ist nicht der Wilhelm Meister-Roman, wie wir ihn unter dem Titel „Wilhelm Meisters Lehrjahre" kennen und hochschätzen, sondern, just wie bei der Iphigenie oder dem Tasso-Fragment, eine erste Fassung, die sich später tief einschneidende Veränderungen und Kürzungen und Abstriche hat gefallen lassen müssen. Damals lautete die Ueberschrift des Prosawerkes noch „Wilhelm Meisters theatralische Sendung", und dargestellt war, wie der Sohn des

Wandgemälde am Chorbogen der ehemaligen St. Stephanskapelle zu Zürich.

Kaufmanns Benedikt Meister, durch frühe Beschäftigung mit Puppentheater- und Amateurtheateraufführungen immer mehr in die Welt der Bühne hinein sich lebend, den ihm zugedachten Kaufmannsberuf an den Nagel hängt und im Anschluß an eine Theatergesellschaft der Bühne sich als Schauspieler weiht, in der Hoffnung, seine Sendung als Förderer der deutschen Nationalbühne auf diese Weise aus dem Ideal in die Praxis übersetzen zu können. Das ist in groben Zügen der Inhalt der Bücher, die Goethe wenigstens im großen ganzen zum Abschluß gebracht hatte, bevor er heimlich sein Bündel schnürte, um in Italien seine nicht mehr zu stillende Südensehnsucht zu befriedigen. Im September 1786 zog er über den Brenner. Auch an seinem Wilhelm Meister-Roman dachte er in Italien zu arbeiten; aber das Werk rückte nicht vom Fleck, ja es schien sogar, als ob gerade diese italienische Reise, von der Goethe 1788 zurückkehrte, diesem Werk besonders wenig gut bekommen habe. Bis zum Jahre 1794 dauerte es, bevor Goethe an sein liegen gebliebenes Manuskript wieder die Hand legte und dessen Vollendung sich energisch vornahm.

Der Roman war ihm in vieler Hinsicht fremd geworden. Die theatralische Sendung als Endziel eines Männerlebens wollte ihm nicht mehr einleuchten. Gewiß, sein Held sollte das Theater, die Bühne gründlich praktisch kennen lernen, sich auch als Schauspieler versuchen und allerlei hochgemute Hoffnungen mit dieser Karriere verbinden; aber sein endgültiger Lebensinhalt durfte das nicht bleiben. Und so fand Goethe, um seinem Helden und damit dem Roman eine neue, weitere Perspektive zu schaffen, als sie die Welt der Bühne und das Milieu der Schauspieler bot, den Ausweg, daß er den Wilhelm Meister seine Unbegabtheit zum Bühnenberuf einsehen und ihn dem Theater entschlossen Valet sagen läßt, worauf dann sein Leben nach ganz andern Zielen und Inhalten hin orientiert wird.

Mit wenig Begeisterung hat sich der Dichter an die Umformung des alten Textes gemacht. Man darf deshalb auch keine besondere Pietät von ihm gegenüber dem Vorhandenen erwarten. Fast um ein Drittel habe er das erste Manuskript verkürzt, schrieb er an Schiller, der der Vollendung des Wilhelm Meister-Romans als ein begeisterter Mahner und kluger Berater zur Seite stand. Ob Schiller freilich wußte, was für feine, schöne, farbige Sachen sein großer Freund bei diesem Umformungsgeschäft rücksichtslos über Bord warf, darf man bezweifeln. Er sah nur das Neue und begleitete es mit seinen zu wahren kritischen Abhandlungen ausgedehnten brieflichen Gutachten.

Heute, da uns die von Frau Bäbe Schultheß und ihrer Tochter im Schönenhof geschriebene Kopie von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung wieder geschenkt ist durch den prächtigen Fund des Herrn Prof. Gustav Billeter*) — heute erst können wir den Umfang des Verlustes ermessen; einen völligen Einblick werden wir erst erhalten, wenn uns alle 618 Oktavseiten, welche die beiden Bäben mit ihrer klaren saubern Handschrift beschrieben haben, durch den Druck zugänglich gemacht sind. Auf Weihnachten soll das der Fall sein. Ein ganz neuer dichterischer Organismus wird uns dann vorliegen. Nicht nur des Vielen wegen, was Goethe in den 1790er Jahren für die 1795/96 im Druck erschienenen „Lehrjahre" einfach wegschnitt oder umwandelte, sondern auch das, was er vom Alten stehen ließ, kommt vielfach in ganz andere Zusammenhänge hinein und wird dadurch ein neues Gesicht erhalten. Bis jetzt hatte von den „Leiden des jungen Werthers", welches geniale Jugendwerk 1774 im Druck erschienen war, bis auf die „Lehrjahre" von 1795/96 eine mächtige Lücke in der Prosadichtung Goethes geklafft. Durch das Manuskript von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, die in den Anfang der Uebersiedelung Goethes nach Weimar zurückweist und bis zu der italienischen Reise von 1786 reicht, also ungefähr ein Jahrzehnt umfaßt — durch dieses Manuskript, das wir der gesegneten Freundschaft Goethes mit der Zürcherin Frau Bäbe Schultheß verdanken, ist diese Lücke aufs erfreulichste ausgefüllt worden. Das macht den unschätzbaren Wert dieses Fundes aus.

Ihre Briefe von Goethe hat Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof vorsorglich verbrannt. Dem Kodex mit dem Ur-Wilhelm Meister hat sie zum Glück nicht dasselbe Schicksal angedeihen lassen. Er mag ihr auch dann noch wert geblieben sein, als sie die Bände der „Lehrjahre" in den Händen hatte als ein Geschenk des Dichters und sich ihrer erfreute. So wollen auch wir es halten. Wir wollen „Wilhelm Meisters Lehrjahre" nicht weniger schätzen als vorher, jetzt, wo wir deren erste Fassung „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" wieder genießen dürfen; wir wollen uns aber auch nicht dem Herrlichen, Ursprünglichen, Sinnlich-Anschaulichen und Breit-Behaglichen, was diese Urform in reicher Fülle bietet, verschließen. In dem ungeheuern Reich des Goethe'schen Genius ist eine neue Provinz entdeckt worden. Wir wollen dankbar sein, daß wir diese Entdeckung erleben durften.

Hans Trog, Zürich.

*) Für alles Nähere verweisen wir auf die bei Rascher & Cie. in Zürich (bereits in zweiter Auflage) erschienene, von jedem Literaturfreund zu lesende Broschüre Dr. Gustav Billeters: „Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren".

St. Exuperantius
in dem Wandgemälde der ehemaligen St. Stephanskapelle zu Zürich.